

Buchbesprechung

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Berner Schulblatt**

Band (Jahr): **64 (1931)**

Heft 38

PDF erstellt am: **09.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BUCHBESPRECHUNGEN

BEILAGE ZUM BERNER SCHULBLATT NUMMER 38 · 19. DEZEMBER 1931

Eine neue Deutung Gotthelfs.

Gotthelf galt zu seinen Lebzeiten als ein Schriftsteller von hohem Rang. Seine Werke wurden in der Schweiz und namentlich in Deutschland eifrig gelesen. Er hatte mit der eigenartigen Schilderung des emmentalischen Bauernlebens gewissermassen eine neue literarische Gattung begründet. Kurz nach seinem Tode gab der Berner C. Manuel eine treffliche Biographie heraus, die dem Dichter bereits eine aussergewöhnliche Bedeutung beimisst (1857). Doch war die Zeit damals in all ihren kulturellen Erscheinungen in Umwandlung begriffen: Politik, Wissenschaft, Philosophie und Kunst mündeten in Bahnen ein, zu denen Gotthelf ein entschiedenes «Nein» gerufen hatte. Neue Sterne am literarischen Horizont, wie diejenigen Kellers und Meyers, sollten den seinen verdunkeln. Dazu kam, dass die im Buchhandel erschienenen Werke Gotthelfs zumeist der Urschrift des Dichters nicht entsprachen, sondern für den reichsdeutschen Leser auffrisirt waren. In der Schweiz hatten die Illustrationen eines Albert Anker dazu beigetragen, Gotthelf immer mehr in den Rang eines Heimatdichters und gutmütigen Volksdichters herabzudrücken. Erst 1912 erfuhr er dann eine tiefere Würdigung, und zwar durch die Arbeit des französischen Gelehrten Gabriel Muret, die heute noch als unübertroffenes Standardwerk bezeichnet wird. Prof. F. Vetter in Bern machte sich als erster daran, die Werke selber neu herauszugeben, und zwar auf Grund der Manuskripte. Das Unternehmen gedieh aber bloss auf 12 Bände, und erst heute kann die Gotthelfforschung auf den stolzen Abschluss der 24 Bände umfassenden Gesamtausgabe durch Prof. Hunziker und Dr. Blösch zurückblicken, wodurch die wahre Gestalt des Dichters allmählich wieder sichtbar gemacht werden kann.

Die Zahl der Detailarbeiten und Aufsätze über Gotthelf ist bereits zur Unabsehbarkeit angewachsen, und Rudolf Hunziker hat, gestützt auf seine langjährige, eindringliche Beschäftigung mit diesem Stoff, im Jahre 1927 eine prächtige Biographie publiziert, die, obschon sie populär sein will, dennoch bereits Ausblicke gewährt in das Seelenleben dieses grossen Mannes, von denen man sich bislang nicht hat träumen lassen.

Vor kurzem ist nun bei C. H. Beck in München aus der Feder des Zürcher Literaturdozenten Dr. Walter Muschg ein neues Buch über «*Gotthelf, die Geheimnisse des Erzählers*» (569 Seiten) erschienen, das in diese neu entdeckten oder vielfach nur geahnten Abgründe der künstlerischen Produktion Gotthelfs hinuntersteigt. Es spinnt gewissermassen die von Hunziker u. a. angeschlagenen Akkorde zur Heldenmelodie aus und errichtet Gotthelf ein nach drei Seiten ausblickendes Denkmal von hinreissendem Eindruck: Durch den hinter ihm gehobenen Vorhang blicken wir in das 16. und 17. Jahrhundert zurück, wo Gotthelfs literarische Ahnen, kühne Gottesstreiter wie Luther, Thomas Murner und Niklaus Manuel, ihre Stimme erheben: neben ihm schreiten Pestalozzi, Balzac, Kierkegaard, aber auch

sein Widersacher Hegel, dessen «Vernunft» ihm die Tragsäulen seiner Dichtung, Mythos, Geschichte und Prophetie bedrohen; in die Zukunft weist sein Antlitz, in jene Zeit, wo die Menschheit sich wieder danach sehnen wird, seine «Stimme zu hören, in welcher Ursprung und Ende enthalten sind». Muschg glaubt, dass wir uns bereits dieser Zeit genähert haben. Ein Zeichen dafür ist die Gotthelf-Renaissance selber. Dichter vom Schlage eines Tolstoi und Hamsun haben den Boden dazu vorbereitet.

Während also andere Grosse im Reiche der Kunst ihre Zeit in einer Spitzenleistung charakterisieren, steht Gotthelf, nach Muschg, am Ende einer Zeit und am Anfang einer neuen, doch so, dass seine Geltung beide überstrahlt; diese Zwischenlage dient jedoch als Schlüssel zum Verständnis seiner Werke: «Er steht gleichnishaft auf der Schwelle zwischen Wort und Tat, wie auf der zwischen Geschichte und Sage, zwischen Kunstsprache und Mundart, zwischen Gegenwart und Mythos.»

Damit will der Verfasser seinen Helden den Ansprüchen entreissen, welche die Romantiker einerseits und die Naturalisten andererseits auf ihn erhoben, aber auch «dem Eifer der Volkserzieher und Lokalhistoriker, die aus ihm einen Popanz aus christlicher Moral und Heimatliebe gemacht haben», der Grund, warum seine «wirkliche Erscheinung immer mehr in Vergessenheit geraten» sei.

Soviel über den Versuch Muschgs, Gotthelfs europäisches Format nachzuweisen und ihm den Platz inmitten der Grössten aller Zeiten anzuweisen, von dem aus er die Jahrhunderte nach rückwärts und vorwärts überstrahlt.

Um Muschgs Exkurse in die seelischen Tiefen von Person und Werk seines Helden richtig zu würdigen, darf man allerdings nicht an diejenigen denken, die Gotthelf auch vor Muschg schon richtig verstanden haben, sondern an jene, die so väterlich gutmütig und gönnerhaft vom Dichterpfarrer aus Lützelflüh sprachen. Diesen gegenüber war es an der Zeit festzustellen, wie Gotthelf, der Tatmensch, nur gezwungen an den Schreibtisch ging: «Seine Vitalität ist zu gross, als dass er nicht die politische Führung versuchte, bevor er daran denkt, die Resignation des Dichters auf sich zu nehmen.» An der Zeit zu erklären, dass er als Landpfarrer «einem Missverständnis ausgesetzt war, das zu fördern seine Biographen und Porträtisten, die Zeichner und Maler nichts unterlassen haben», dass seine dichterischen Gestalten: Die «Urfeinde und Urfreunde des Lebens, lächerliche Wichte und ergreifende Getreue, strahlend Starke, Prasser, Mörder und Heroen des Erbarmens» nicht biderbe Emmentaler waren, sondern «von Gotthelfs Blut. Er hat sie aus sich selbst entlassen, als Geständnisse, Masken, Wunschgebilde oder Spielgefährten. Sie sind seine menschliche Komödie. Die Meinung, er habe als Dichter von der Kraft des Emmentaler Volkstums profitiert, beruht auf der naiven Verwechslung, die jeder geniale Schöpfer herausfordert. Er selber war dieses Volkstum, er allein sah das

Dämonengewühl in ihm... Sie (die von ihm dargestellte Welt) ist sein Inneres in ungeheurer Objektivierung... Sie ist das Gezeugte, er der Zeuger». Er war einsam in seiner Gemeinde, fühlte sich unverstanden, sah ein Zeitalter vor sich versinken und ein neues heraufziehen, das ihm nicht gefiel; in ihm aber erhob sich eine ethische Forderung dagegen. Sein Werk wollte nicht unterhalten, sondern anklagen. «Sein Werk ist ihm nicht Erfüllung aller Sehnsucht, der mystische Weg zur Reinigung und Selbstbefreiung, sondern das Instrument zur sozialen Verwirklichung seiner Existenz. Er trägt nicht den übertriebenen Akzent der Heiligkeit, ist nicht um der Unvergänglichkeit, sondern um der aktuellen Wirkung willen geschaffen.» Er will anklagen und gibt sich deshalb den Namen Jeremias.

Nun aber sprengt sein künstlerisches Schaffen alle Fesseln der Lehrhaftigkeit oder Aesthetik. Er erhebt sich zur Eigengesetzlichkeit und Allgemeingültigkeit. «Nicht Bauersein, sondern Menschsein schwebt ihm vor.» Es liegt ihm auch nicht an den Personen und Dingen, die ihn zufälligerweise umgeben. «Er ist kein reiner Beobachter und Empiriker.» In «Anne Bäbi» spricht er es aus: «Es liegt aber das Glück nicht in den Dingen, sondern in der Art und Weise, wie sie zu unsern Augen, zu unsern Herzen stimmen.» Seine Landschaften und Menschen sind nur durch ihre metaphysische Beziehung bedeutend. Ueberall in seinen Werken ist er nicht Nachbilder der Natur, sondern souveräner Gestalter seines Stoffes. Aehnlich ist sein Humor zu verstehen, der «zur Hauptsache in seiner Bildlichkeit begründet ist». Also kein weises Lächeln unter Tränen, er ist ein dynamisch geartetes Freiheitsgefühl, das aus dem herrlich strömenden Spiel seiner Phantasie entsteht» und oft in Uebertreibungen schwelgt, und «die Quelle seines Lachens» ist dort zu suchen, wo seine Darstellung «alle Verpflichtungen gegen die Realität» vergisst. So etwa in «Zeitgeist und Berner Geist», wo Hungers in den Angel der Radikalen beisst, dass er ihm an der Stirne herauskam. Das ist Freude am Spiel, «weist auf den Dichter zurück und nicht in die Wirklichkeit hinaus».

So ist denn, nach Muschg, Gotthelf nur künstlerisch zu verstehen und zu werten, jedoch nicht im ästhetischen Sinn der zünftigen literarischen Wissenschaft, sondern immer unter dem Hinweis darauf, dass «der künstlerische Gestaltungswille dem sozialen Triebe untertan» sei, wie etwa bei Luther, Murner, Manuel, oder — allerdings in ganz anderer Ebene — bei Balzac. Er selber hat allerdings sozusagen kein Verhältnis zur Literatur, es sei denn ein negatives, das sich etwa in «lachenden Grobianismen» spiegelt. Und «er ist nicht auf die Feierlichkeit gestimmt, die der nach Abgöttern bedürftige Philister auch vom Genie zu fordern pflegt. Er hat es nicht nötig, die Kunst zum Kult zu machen. Er besitzt sie ja unverlierbar, er ist sie selber».

Diese wenigen Worte müssen für eine Besprechung in engem Rahmen genügen. Sie können nur einen blassen Schimmer von dem grossen Reichtum vermitteln, mit dem das Buch gedanklich ausgestattet ist. Es kann sich auch nicht darum handeln, sich mit den Thesen auseinandersetzen zu wollen. Sie sind imperativ gestellt. Man kann sie annehmen oder ablehnen. Sicher aber ist, dass sie im Dienste einer ernsthaften Gotthelfforschung stehen und dieselbe um einen bedeutenden Beitrag vermehrt haben. Aber mehr noch: Das Buch hat auch einen neuen Weg

gewiesen zu den versteckten Schätzen in den Werken unseres grössten Schweizerdichters und nationalen Genius, die noch lange nicht alle gehoben sind. Nichts kann in diesem Falle uns mehr dienen als ein solch neuer Weg. Um ihn zu finden, musste der Verfasser eine Unsumme einschlägiger Literatur bewältigen. Das reichhaltige Quellenverzeichnis gibt davon genaue Kunde. Von Gotthelfs Werken selbst wurden auch die entlegeneren und wenig mehr gelesenen Schriften, wie Sagen, historische Novellen und Kallendergeschichten ausgebeutet.

Die Betrachtungsweise Muschgs ist durch die Verwendung der Resultate archäologischer und psychologischer Forschung der Bachofen, Tschumi, Freud und Jung mächtig bereichert und unserer modernen Auffassung näher gebracht. Sie ist von hohem künstlerischem Pathos getragen und gewinnt kraft ihrer Gründlichkeit und seltener Hingabe des Verfassers an seinen Stoff, sowie durch dessen geistige Höhe des Standpunktes die ungeteilte Achtung und Dankbarkeit jedes Gotthelffreundes. Dr. Ad. Schær.

Felix Moeschlin, Barbar und Römer. Roman. Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1931. Preis geb. Fr. 8. 20.

Felix Moeschlin ist ein moderner Dichter in gutem Sinne, das heisst, «modern» geht bei ihm nicht auf Kosten des «Dichters». Er weiss zu vereinen. Er prüft, das Beste behält er. So auch im vorliegenden Roman. Er ist einer «neuen Welt» gewidmet wie sein Amerika-Buch. Doch diese neue Welt liegt uns noch näher als Amerika und sollte daher noch mehr Beachtung finden als sein Uebersee-Reisebericht.

«Barbar und Römer» — das bedeutet: Faschist und alles andere, insbesondere aber «deutsch» (einschliesslich deutschschweizerisch). Moeschlins durchdringende Augen erspähen sogleich beim Aufrollen des Problems «Faschismus» viel mehr als die handgreiflichen Schwächen, und sein zungengewandter Spott legt sich keinen Zwang auf. Aber er macht es sich weniger leicht als die Masse. Er sieht nicht an der heiligen Einfalt des Faschisten vorbei (die seinem heiligen Egoismus die Waage hält). Er prangert dessen obersten Lehrsatz an: «Ich bin der Herr ... du sollst keine fremden Götter neben mir haben...» Er sieht lächelnd das vorsintflutliche Beil aus dem Liktorenbündel und unterstreicht damit einmal seinerseits die moderne «Kultur» Italiens. Er hält dem Römer gehässigerweise die besten Bücher über Italiens Altertumskunde entgegen — ferner tief empfundene Abhandlungen über Italiens Kunst, ferner die vom Faschismus praktisch ausgenutzten wertvollsten Arbeiten über die Bodenmöglichkeiten in Italien. — Druckort: die Stadt der «Barbaren», Berlin. Herkunftsland: das Land des italiensüchtigen Goethe, das Land der glühendsten Italienschwärmer überhaupt, eben, das Land der — «Barbaren». — Moeschlin zerpflückt in seinem Roman die faschistische politische Wortdrescherei und weist nach, dass beinahe jeder scharfe Pfeil gleich beim Abschuss die Richtung auf den Schützen zurück empfangen hat. Aber dann wendet er langsam, immer im Rahmen eines spannenden Romans bleibend, das Problem. Der Held des Buches, Dr. Martin, sieht mehr und mehr den Faschismus von innen heraus, lernt seine Auswüchse von seinen Triebkräften her begreifen; er muss schliesslich fast wider seinen Willen die positive Leistung des Faschismus anstaunen. Er sieht überall die Tat neben dem prahlerischen Wort; die wirklichen Leistungen des Faschismus kontrastieren

obendrein seltsam mit der Hilflosigkeit eines internationalen Kongresses, dessen Mitglied Dr. Martin selbst ist. Dieser stellt, nicht ohne Seitenhieb auf die Demokratie, neben der erzwungenen die mehrheitlich freiwillige Opferfreude fest, neben dem Zwange zur Arbeit die Arbeitsfreudigkeit des italienischen Volkes. In Rom, im Strudel des Faschismus, saugt ihn dessen suggestiv Kraft fast unwiderstehlich an. Die dauernden Spannungen, durch tiefe Liebeserlebnisse vermehrt, zerrütten seine Nerven. Die unleugbare Grausamkeit und Härte des Mussolinischen Systems, die Ausschaltung freier Geistigkeit bringen ihn schliesslich auf den Gedanken des Tyrannenmordes. Aber die geheimnisvoll zwingende Kraft der Persönlichkeit vor ihm macht die Ausführung unmöglich. Doch schon hat Dr. Martin Verdacht erregt. Er scheint verloren zu sein — da rettet ihn selbstlose Liebe. Die halben Wahrheiten des Faschismus und seine Zeitwerte will er nun für die Demokratie nutzbar machen. Er beginnt mit seinen Versuchen, den Frieden und die Versöhnung zu bringen, bei den Kommunisten. Natürlich wird er niedergeschlagen. An den Folgen der Misshandlung stirbt er. —

Gerade uns Lehrern bietet das eigenartige Buch eine Fülle von Erkenntnissen und Anregungen. Es ist eine geistvolle, ziemlich allseitige und das heisst möglichst objektive Auseinandersetzung mit den Kulturwerten und den Kulturschäden des Faschismus; eine Fortspinnung eigentlich der uralten Streitfrage: Demokratie oder Tyranie? Das Gewand, in dem die alte Frage vor uns tritt, ist aber urmodern. Die etwas spröde, sachliche Sprache (Dr. Martin ist Nationalökonom) meistert erstaunlicherweise auch alle die reichen Einschläge aus der Gefühlswelt um Kunst und Liebe. Sentimental wird sie dabei nie. Herb, männlich, zurückhaltend bei aller Tiefe des Empfindens und wohl gerade deswegen von Frauen gesucht stellt sich Dr. Martin dar als ein vorbildlicher Mensch. Er ist weltkundig und doch aus Idealismus ein wenig eigenbrödlisch. Eine wertvolle Bereicherung schweizerischer Idealgestalten, für die wir dem Dichter zu danken Anlass haben.

L. H. Wolf.

Francis Kervin, Die Lampe der Frau Beatrice. Rotapfel-Verlag Erlenbach-Zürich. In Leinen Fr. 5. —

Es hat einen guten Sinn, in Schulblättern literarische Publikationen zu besprechen, insofern diese einen irgendwie erzieherischen, seelisch hebenden, befreienden Wert haben. So möchte ich hier auch auf das neueste Buch von Francis Kervin hinweisen. Es sind Aufzeichnungen eines Leidenden, Tapfern, Lichthungrigen, der sich mit dunkelsten Lebensstunden, mit schwersten Beängstigungen und Trübungen auseinandersetzt und einen Weg aus ihnen heraus sucht.

Ein sensibler Knabe wird früh vom Grauen des Daseins gepackt. Als vierjährig schon begann es, dass er in Dämmerung und Nacht eine fremde Gestaltenwelt sah. Die Angstzustände verdichteten sich ihm zu der Spukgestalt, die redend an sein Bett trat. Von ihr erlöste ihn die Lampe der Frau Beatrice, die zum Symbol des seelischen Lichtes mütterlicher Frauen wird. Der Kampf gegen Nacht und Tod und das Suchen nach einer fernen Helle zittert durch das ganze Buch. Ein Augenleiden, das sich ebenfalls überall zum Symbol auswächst, verstärkt diesen Eindruck. Seltsam.

Immer wieder sind es Frauengestalten, die aus einem Sinnen, das leicht Harmloses in Nachtdunkles verwandelt, herauskommen helfen. Dass bei einem solchen Geist ein tiefes Verständnis auch für verborgene soziale und geistige Nöte (Schlosser Keyser) vorhanden ist, überrascht nicht. Eindrücklich ist die Schilderung der bedrückenden Scham, die einen gegenüber der ärgsten sozialen Verwahrlosung befällt, und die dahin führen kann, dass einem das spöttische Gerede der Menschen gleichgültig wird. (In dem Fragment aus « Konrad Helfers Beruf ».)

Der Kampf ums Licht, den der um sein Augenlicht Kämpfende führt, wird zum Symbol, der alles Menschenwesen umfasst. Kervin ist auch ein Erfinder im Grauenhaften und erinnert hier manchmal an Meirink. Der Angsttraum von Abteilung XI ist durchsetzt von hundert Wahrnehmungen, Widerwärtigkeiten, Abneigungen aus einem erlebten Alltag. Aber die Situation ist nie hoffnungslos. Immer ist wieder Kraft da. Kervin gehört weder zu den sichern Optimisten, noch zu den sichern Pessimisten, er gehört überhaupt nicht zu den Suchern, sondern zu den im Dämmer tastenden Lichtsuchern, die Trost finden beim nachtsingenden Vogel und bei einer warmen Kinderhand. Wie gleichnishaft wirkt nicht die Geschichte vom geisteskranken Gärtner, der alle Gartenschönheit durch die Kraft der Vorstellung auch im kalten Winter sieht, und der dem Augenkranken einen Reisigbesen als Blumengruss reicht.

Es spricht immer für einen Schriftsteller, wenn er gewisse Erlebnisse so darzustellen weiss, dass sie irgendwie haften bleiben. So ging es mir bei Kervins Entschuldigungskapitel. Wie leicht machen wir es uns oft mit der Entschuldigung, und wie sehr werden wir alle da schuldig! Alle Liebe, alle Anteilnahme, alle Arbeitsmöglichkeit haben ihre nahen Grenzen. Es gibt so viele Menschen. Immer wird etwas verschoben, vergessen, verbummelt. Wie oft begegnet es uns, dass ein anderer wartet! Eine Antwort, ein Brief, ein Gruss wird nicht geschrieben, ein Besuch, ein aufmunterndes, freundliches Wort wird vergessen, eine nötige Hilfe nicht geboten, eine Buchbesprechung nicht geschrieben, ein nötiger Protest, ein freies Wort unterbleibt. Der andere wartet. Entfremdung, Verkapselung, Sieg der Trägheit, der Feigheit, der Roheit, Tod sind die Folgen. Alle werden wir da unschuldig schuldig. Das Leben ist drangvoll kompliziert.

Es spricht auch für Kervin, dass aus der Gedankenreihe, die sein Buch erweckt, der Blick sich auf jene herrlichste Idealbüste lenkt, welche die Phantasie der alten Griechen erschuf: Homer, der blinde Seher. Er schaut die Klarheit, die den sehenden Blinden versagt ist. Er schaut das ferne Licht.

U. W. Züricher.

Gustav Müller, Sonette um Odysseus.

Gustav Müller ist eine der eigenartigsten Gestalten des zeitgenössischen bernischen Schrifttums. Er ist seines Zeichens Professor und lehrt in den Vereinigten Staaten, wo sich die als materialistisch verschrienen amerikanischen Studenten eifrig um sein philosophisches Katheder drängen, von dem herunter er ihnen — griechische Geisteswelten eröffnet. — Und sieht auch so aus! Die hagere Asketenerscheinung lässt niemanden vermuten, dass unter ihrem Kittel auch noch ein leidenschaftliches Poetenherz schlägt, das zu Zeiten, allen « Lehrriecht » durchbrechend, dem reichen Quell der Phantasie freie Bahn

gewährt. Heute schenkt er uns einen Zyklus Sonette, welche sich um die schicksalunwobene Gestalt des Duldners Odysseus gruppieren. Das hübsch ausgestattete Bändchen ist im Verlag Francke, Bern, erschienen (Preis Fr. 2.75) und enthält 43 Sonette in energisch gezimmerten fünffüssigen Daktylen. Die prägnantesten Episoden der Odysseus-Sage sind neuzeitlich geschaut und mit originellem Gehalt ausgestattet, und es wird dem Leser nicht schwer, dahinter den Verfasser-Odysseus zu spüren, der, wie weiland Niklaus Lenau in Amerika den « Postillon », ebendort sein Griechenland findet. Niemand wird das Bändchen aus der Hand legen, ohne des erhebenden Gefühls der geistigen Sammlung teilhaftig geworden zu sein, in einer Zeit, wo bald einmal Poesie identisch geworden ist mit Zerstreuung.

Ad. Schær.

O mein Heimatland, Schweiz. Kunst- und Literaturchronik. Herausgeber, Drucker und Verleger: Dr. Gustav Grunau, Bern. 20. Jahrgang, 1932. Umfang 260 Seiten. Preis Fr. 8. —.

Wenn ein so « dolles Bernermeitschi », wie der Berner F. Traffelet eines auf die Umschlagseite gezaubert, so verlockend bettelt: « Aber gäll, Du nimmst mi mit? » wer wollte da widerstehen und herzlos zur Seite sehen? Denn das Meitschi hat nicht nur ein hübsches Lärchen, es steckt etwas dahinter, etwas bernisch Rechtes, Bleibendes.

Zum voraus: Papier, Druck, Buchbinderarbeit sind vorbildlich, wie gewohnt.

Die Kalendarium-Zeichnungen sind von Arnold Siegfried, Zürich. Es sind alte, gäng und gäbe Auffassungen, aber reizvoll neu variiert gezeichnet. Im März: Schlafstörendes Katzenliebeswerben. Vom Mai bis Oktober: Liebeswerben der Menschen, von der aprilhaften zagen ersten Annäherung bis zum oktoberhaften ersten Müntschi während der Traubenlese.

Der Inhalt des Jahrbuches: Eine reizvolle aber auserwählte Abwechslung von Wiedergaben von Werken der bildenden Kunst und der Literatur. Einer liebgewordenen, sehr lobenswerten Eigenart der Chronik ist auch dieser Jahrgang treu geblieben: Sehr starke Berücksichtigung der Graphik. Graphik erleidet eben durch die Wiedergabe weniger Einbusse an künstlerischer Wirkung als etwa Gemälde oder Plastiken. Aus der Fülle der vertretenen Graphiker nur ein paar Stichproben: Willi Thaler (St. Gallen), an den nordischen Mystiker Munch erinnernd; Willi Wenk (Basel): Die Dorfstrasse, kleinbäuerliche Heueinfuhr, voll Ausdruck; Ad. Holzmann (Andelfingen): Wäscherin, fast greifbare Plastik bei einfachster Technik; J. P. Gloor (Solothurn): stimmungsvolle oder gedankenbeladene Radierungen. J. O. Kehrli würdigt in einer kurzen Besprechung Hermann Huber als Zeichner. Die Malerei: Leo Steck zeigt « Stationen aus einem Stationenweg » in seiner bekannten, auf die einfachste Formel zurückgebrachten Art. C. A. Loosli versucht uns näher zu bringen den in letzter Zeit hoch auf den Schild gehobenen François Barraud (nicht zu verwechseln mit Maurice Barraud!). Ob der Künstler aber einmal Hodlers Schuhe ganz ausfüllt? Nicht farbige Wiedergabe der Bilder von A. Blanchet (Genf) geben leider keine Vorstellung von der wunderbar delikaten Farbenwirkung der Originale. Die Plastik: Uns Berner Lehrer wird es am meisten freuen, die Reliefs von der Bronzetüre der Turnhalle Altenberg von Max Fueter im Bilde wieder-

zufinden. Eine neue Bekanntschaft ist die in Zürich arbeitende Dänin Estrid Christensen.

Der literarische ist der Hauptteil des Kalenders. Zuerst einer aus unserer Gilde: Dr. P. Marti. Sein Beitrag: « Der Film und die Schweiz » ist zu gewichtig, um ihn so aus dem Handgelenk mit ein paar Worten zu erledigen. Lies ihn selbst. Aus dem gleichen Grunde führe ich bloss an: Prof. Dr. Strich: « Goethe und die Schweiz », im Goethe-Jahr von besonderem Interesse; Emil Jenal: « Jeremias Gotthelfs Verhältnis zu Wolfgang Menzel »; auch Gotthelf ist ja dieses Jahr wieder in den Vordergrund gerückt; Oberst Feldmann: « Die Bedeutung des 1. August für die Schweiz »; Fritz Utz: « Was der Deutschschweizer liest ». Von der fast unerschöpflichen Fülle an Gedichten, Erzählungen, Aphorismen seien hier zum Glustigmachen nur ein paar Dichternamen genannt: Frieda Kunz, Otto Zinniker, Paul Ilg, K. F. Kurz, Heinrich Anacker, Traugott Meyer (Mundart). Der Alpinist kommt besonders auf seine Rechnung: Walter Schweizer: « Die Erstbesteigung der Matterhorn-Nordwand ». Ebenso der Musiker: A. E. Cherbuliez: « Volks- und Soldatenmusik ». Sogar die Wasserratten hat « O mein Heimatland » nicht vergessen: Hermann Sommer: « Vom Baden und Schwimmen ».

Wer sich über das geistige Leben unseres Heimatlandes ein Bild machen will, also mit in erster Linie der Lehrer, der greife zu.

F. Eberhard.

Frances Külpe, Mütter und Töchter. Ein Roman aus dem Leben. Rotapfelverlag.

Manchmal lässt einen das Buch an Dostojewskij denken. Doch Frances Külpe erschafft ihre Gestalten nicht, sondern zeichnet sie nach dem Leben. Sie sind deshalb — so seltsam es klingt — nicht immer ganz lebendig. Nur ein Künstler, der wie Dostojewskij seine Wesen aus der Phantasie gebiert als ein neuer Schöpfer, bildet ganz glaubhafte Menschen. Bloss Beobachtung, und sei es auch die minutiöseste Selbstbeobachtung, gibt immer nur Stückwerk.

Vielleicht kann man auch sagen, die Erzählung erinnere an Dostojewskij, weil sie durch und durch slavisch ist. Die Menschen scheinen hauptsächlich da, um einander zu quälen: die Mütter die Töchter, die Töchter die Mütter, die Männer die Frauen. Unendlich weise und erhaben blicken die Töchter auf ihre armen, nach Liebe hungernden Mütter. Ich glaube, dass der Deutsche das Herz einer Mutter besser verstanden hat, der zum ersten Male das ergreifende Wort fand: mutterseelenallein.

Ganz erstaunt ist man, plötzlich zu lesen: « Ich habe gefroren in dem schönen Schweizerlande, wie ich nie in Russland gefroren habe! Nur in Russland kennt man Wärme, Warmherzigkeit, Menschenliebe! »

Soviel umarmt und geküsst wie in Russland wird bei uns allerdings nicht, aber mir scheint, wir lassen einander viel freier gewähren und haben einen das Zusammenleben beschützenden Talisman, der den Russen gänzlich zu fehlen scheint: Humor. Man fragt sich wirklich, wo in dem Buche, wo im heutigen Russland Wärme und Warmherzigkeit zu finden sind. Die allgemeine Menschenliebe, für die der theosophisch angehauchte Roman eintritt, ist gar bequem und hat wohl noch nie ein Menschenherz erwärmt.

Gar nicht dostojewskijsch ist das Motto des Buches: « Du selbst bestimmst, was du in Zukunft sein wirst. » Das ist das theosophische Credo.

Kein schlechtes Buch und kein langweiliges, aber ein unerquickliches. Und vor allem keines für die Jugend.

B. Mürset.

DAS GESCHENK

ZUM FESTE

*Den Bekannten die bekannten Dosen
Inhalt: Kaffee Hag. Preis nur Fr. 3.75
Dosen gratis = 10% Weihnachtsrabatt*

Peddigrohr

natur und farbig, prima, echt Blauband

Bast, Holzperlen

grosse Auswahl in Werkzeugen
für den Handfertigkeitsunterricht

ERNST INGOLD & CO.

Herzogenbuchsee — Schulmaterialien u. Lehrmittel en gros

381

Beatenberg

⁴⁴⁰ mit Blick auf See und Alpen. Sportgebiet. Sehr geeignet für Erholungsbedürftige. Zentralheizung. Reduzierter Pensionspreis. Wochenende-Arrangements **Familie Hürner**

Pension National und Chalet Eiger

Gediegene Vorhänge Aparate Kissen

kaufen Sie vorteilhaft bei
Wwe. L. Moser
Spezial-Atelier — Bern
Spitalackerstrasse Nr. 66
Telephon Christoph 28.84

Grösstes bernisches
Verleihinstitut
für feinste
Theaterkostüme
sowie Trachten aller Arten

368

H. Strahm-Hügli
BERN, Kramgasse 6
Tel. Bollw. 56.90

Schulkinder-Ferienheime

Passende Objekte

zu verkaufen

in guter Höhenlage, Kanton Bern

Offerten unter Chiffre
B. Sch. 13 an Orell Füssli-
Annoncen Bern 13

Herr R. Grasset, alt Lehrer in L'Abergement (Waadt) wünscht seinen Sohn zu einem Berner Kollegen in

Pension

zu geben, zwecks Weiterstudium der deutschen Sprache. Offerten mit Konditionen baldigst erbeten 455

Arbeitsprinzip und Kartonnagenkurs-Materialien

Peddigrohr
Holzspan, Bast

W. Schweizer & Co.
zur Arch, Winterthur 322